Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Erinnerungen an Franz Werfel
Autor: Mittrowsky, Hubert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758496

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNGEN AN FRANZ WERFEL

VON HUBERT MITTROWSKY

Alma, Werfels Frau, die Witwe Gustav Mahlers, hatte in ihr Haus auf der Hohen Warte in Wien nach einer Konzertaufführung von Mahlers neunter Symphonie unter Bruno Walters Leitung eine große, illustre Gesellschaft zu sich gebeten. Es war im Mai 1936. Werfel, in einen Smoking gewandet, empfing uns an der Eingangstür des Marmorsaals mit einem verschmitzten Lächeln in den Augen, das durch die Brillengläser verstärkt aufleuchtete. Er hatte meist, wie es seinem Wesen entsprach, mild strahlende Augen, die aber einen knabenhaft schelmischen Ausdruck bekamen, wenn er befangen war. Oft zeitigte seine Schüchternheit, in die er, der weltgewandte, bei prunkvollen, offiziellen Anlässen leicht geriet, durch humorvolle Selbstbespiegelung Aussprüche von sublimster Köstlichkeit.

Jetzt hatte er keine Zeit dazu; prominente Persönlichkeiten waren zu begrüßen. Inzwischen war Alma, seine schöne und geistvolle Frau, um die Bewirtung der eben Eingetroffenen in herzlicher, echt wienerisch-gemütlicher Weise bemüht, unterstützt von ihrer Tochter, Anna Mahler-Zsolnay, der Bildhauerin.

Als Bruno Walter, der die gewaltige, klangfarbenfrohe, bis an den Rand gefüllte Symphonie mit größtem Aufwand von Instrumenten und Stimmen meisterhaft interpretiert hatte, erschien, trat Stille ein. Leicht ermüdet und blaß stand er unter uns, er schien noch in die Welt Mahlerscher Töne gebannt: «Das Unbeschreibliche, hier ist's getan — Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan» — dieser triumphale Schlußgesang der Symphonie hielt ihn noch gefangen, «das Unbeschreibliche» vibrierte noch in ihm.

Eine stattliche Anzahl von Gästen, alle in festlicher Abendkleidung, füllte allmählich den Saal und die anschließenden Räume: Herren der Regierung Schuschnigg, Vertreter aus Kunst und Literatur — die meisten mit ihren Damen — auch Henri Bordeaux (sein Name erweckt Kindheitserinnerungen: meine Mutter las mir aus seinen Werken, wenn ich krank zu Bett lag), dann der intime Freundeskreis des Hauses, der sich gewöhnlich am Sonntagnachmittag auf der Hohen Warte vereinte.

Dieser Sonntagnachmittage will ich trotz der Abschweifung kurz gedenken: Sie begannen meist früh beim «Schwarzen» und endeten spät beim Wein. Die lange Zeitspanne war mir immer zu kurz: Geist

und Herzlichkeit, tiefer Sinn und Heiterkeit waren so leicht ineinander verwoben, daß die Schwerlosigkeit dieser ernsten und doch frohen Stunden ein unvergleichlicher Gewinn und restloser Genuß war. Franz Theodor Csokor, Carl Zuckmayer und seine Frau — sooft sie in Wien waren — Oedön von Horváth, der allzufrüh dahingegangene, rätselvoll durch einen Baum getötete — um nur einige bekannte Namen herauszugreifen — zählten damals zu diesen Stammgästen.

Doch nun zurück zum Fest. Die verständnisvolle Fürsorge der Hausfrau, auch die herumgereichten Leckerbissen und Getränke taten das ihre, um die bei jeder größeren Gesellschaft erst herrschende Steifheit schnell zu überbrücken. Werfel konnte, da der letzte Gast eingetroffen war, seinen Posten an der Tür mit strahlendem Lächeln verlassen, kam auf Anna, seine Stieftochter, und mich zu: «Anni, bring mir eine Serviette!», sagte er schmunzelnd, «das scheint mir meiner Kleidung und Funktion als Gastgeber angemessen.»

In seinen viel später in Amerika verfaßten «Theologumena» finde ich den Aphorismus: «Erhöht der Frack den Kellner? Oder erniedrigt der Kellner den Frack?» Ich vermute, daß Werfel damals an der Eingangstür, zwischen zwei Bücklingen und Händeschütteln allein gelassen, diese feine und transparente Betrachtung so witzig formuliert hat.

«Komm, gehen wir aus dem Getriebe in eine stille Ecke», sagte mir Werfel, und bald standen wir zwischen der Mahler-Büste von Rodin und einer Vitrine, in der die Originalpartitur einer Symphonie von Anton Bruckner zu sehen war. Gute Geister umschwebten uns, schnell kam unser Gespräch auf Wesentliches, seinen letzten Gedichtband: «Zwischen Schlaf und Erwachen.» Dieser scheint mir das schönste und reifste Werk all seines großartigen Schaffens. In natürlicher Bescheidenheit sprach Werfel nur selten von seiner Arbeit und auch dann meist zögernd. Doch an diesem Abend, zwischen so viel Menschen, waren wir ganz besonders allein, und meine Begeisterung, mit der ich in überschwenglichen Worten, die mir aus dem Herzen kamen, einzelne seiner Gedichte und die ganze Sammlung pries, erwärmte ihn, löste Hemmungen. Auf meine Frage, welches dieser Gedichte er für das vollendetste halte, erwiderte er: «Wahrscheinlich ‚Echnatons Sonnengesang'.» Diese Antwort scheint mir sehr typisch für seine Neigung zum Hymnus, zum breiten, farbenfrohen Gemälde und zum Katholizismus. Gewiß ist dieses Gedicht eines seiner allerbesten: in herrlichen Orgeltönen dahinrauschend, im Gewande von Aegyptens Sonnenpracht, die er in originellen, höchst plastischen Bildern beschwört, gestaltet er hier seine im christlichen Sinn das All umfassende Gottesliebe. — Ich kenne persönlich keinen anderen Dichter und Men-

schen, der mir seine Zuwendung zu Gott mit solcher Intensität anschaulich gemacht hätte. Ich glaube, fast all sein Denken und Tun war auf Gott bezogen und kreiste um ihn. Sein felsenfester Glaube dürfte sich des Gegenübers stets bewußt gewesen sein. — Dennoch halte ich andere Gedichte (wenn ich mir ein Urteil erlauben darf) für wichtiger — jedenfalls sind sie es für mich, und zwar jene, wo Werfel, ähnlich wie sein Engel im «Tod des Priesters», in der *Enge* die dünne Wand der Hiesigkeit durchstößt. Durch Spiegelung, durch Brechung von Licht gelingt Werfel öfters, die dünne Wand zu durchleuchten, zum Beispiel in «Dort und hier». So wie er sagen zu können: «Nur die Flamme lebt, nicht ihre Nahrung», gewährt uns einen Blick durch diese Wand.

Die allgemeine Unterhaltung rauschte um uns, brandete an uns. Wir wurden dessen erst gewahr, als die ersten Abschiednehmenden erschienen. Wenn wir jetzt auch unsere strategische Stellung wechselten, so mußten wir uns aber nicht trennen, und ich konnte das Gespräch über seine Werke bald wieder aufnehmen. Als wir zu seinen Romanen kamen, sagte ich ihm freimütig: «In deiner ‚Barbara' gibt's einige Sätze, die im ‚Wiener Journal' (einer Tageszeitung, die auf Stil wenig Wert legte) stehen könnten, und einige recht oberflächliche Betrachtungen; schade, daß du manchmal in deiner Prosa flüchtig bist — ihr Wurf ist genial.»

Beim Niederschreiben meiner Aeußerung erschrecke ich vor ihrer Brutalität und Anmaßung gegenüber diesem feinfühligen Menschen, der damals nach dem Welterfolg «Die vierzig Tage des Musa Dagh», nach den zehntausend Aufführungen seines Dramas «Juarez und Maximilian» auf dem Gipfel seines Ruhmes in Europa stand, ein Fürst im Reich der Literatur war, während ich — ein Dezennium jünger als er — an ihren Grenzen hauste. Nicht mit einer Wimper reagierte Werfel; wir sprachen dann über seine Dramen, ihre Licht- und Schattenseiten abwägend. Unsere Unterhaltung endete wieder bei der Lyrik — unserm Lieblingsthema. Daß diese der Kern und die stärkste Triebfeder seines ganzen Schaffens war, ist kaum zu bezweifeln. Immer wieder wies Werfel darauf hin, im Gedicht vom konkreten Bild auszugehen, und Rilkes späte Dichtung war ihm Beispiel durch Fülle, Genauigkeit und Deutung des Geschauten. Man fühlt auch dessen Einfluß in «Schlaf und Erwachen». Werfel, der Kaffeehausfreund, den der «Schwarze» auf der Marmorplatte in die richtige Stimmung versetzte, hat erst spät wirklich schauen gelernt, praktisch vermutlich erst auf seinem Landsitz in Breitenstein, theoretisch von Rilke. Trotzdem hat er durch seine hohe Begabung kaum je danebengegriffen: die Konturen sah er von innen her immer richtig, Farbtöne hörte er.

Mitternacht war längst vorbei, als die Gesellschaft auseinanderging — bis auf wenige alte Freunde, die Werfel und seine Frau zurückhielten. Wir setzten uns alle im Speisezimmer um den Tisch in größter Gemütlichkeit, die wohlgelungenen Festen oft zu folgen pflegt. Natürlich kam die Symphonieaufführung zur Sprache und kritischen Würdigung. Alma versteht es hervorragend, aus ihrem großen Wissen und Verständnis in trockenem, doch gütigem Humor ihr treffendes Urteil abzugeben. Werfels Gesichtsausdruck und Haltung veränderte sich, sobald er über Musik sprach, er warf den Kopf zurück, war ganz der Sänger. Seine Ausführungen untermalte er meist mit vorgetragenen Motiven, er hatte eine angenehme Stimme, ein ausgezeichnetes Gehör und Gedächtnis für Musik. Er war ein überzeugter Verehrer Mahlers, seine Lieder schätzte er sehr hoch, seine mächtigen, im Seelenkampf errungenen Symphonien mit ihrer überreichen Instrumentation sagten Werfels geistiger Haltung und Geschmack zu. Doch fast jedes seiner Gespräche über Musik — so auch damals — endete bei Verdi — seinem unübertrefflichen Liebling. Ich glaube, Werfel kannte beinahe jede Note von ihm auswendig. Sobald ein Radio in seiner Nähe war, drehte er unermüdlich am Knopf, um Verdische Töne zu erhaschen.

Obwohl Werfel ein höchst anspruchsloser Gesellschafter und Gastgeber war, ergab es sich kraft seiner starken Persönlichkeit und unvergleichlichen Erzählergabe meist von selber, daß er der Mittelpunkt wurde und alle gespannt seinen Worten (oft Weisen) lauschten, die Alma durch heitere Aperçus unterstrich.

Die Morgendämmerung eines milden Maientages rief uns zum bedauerlicherweise nötigen Abschied. Bei unserm Heimweg fielen die ersten Sonnenstrahlen auf die eben frisch ergrünten Rebhänge von Grinzing. Der Geist, der Wein und das Bild von Wien hatten mich berauscht.

Eine kleines Nachspiel folgte diesem Festabend, das mir für Werfels Charakter sehr bezeichnend erscheint: Am nächsten Tag besuchte ich im Vorbeigehen — wie ich es öfters tat — Anna Mahler-Zsolnay — eine Schülerin Wotrubas — in ihrem Atelier in der Operngasse, wo sehr lebendig und stark gestaltete Köpfe von Furtwängler, Zuckmayer und manch anderem zu sehen waren. Anna teilte mir mit, daß in Werfels Gedächtnis meine Bemerkung über seine Prosa hängengeblieben und schmerzend aufgetaucht sei. Meine Niedergeschlagenheit und Beschämung veranlaßte mich sogleich, an diesen hochverehrten, lieben Freund, dem ich im Geistig-Seelischen wie kaum einem anderen Zeitgenossen zu tiefem Dank verpflichtet bin, einen Brief zu richten. Ich erklärte, so gut ich konnte, meine Motive: Daß nach Aeußerung meiner Begeisterung über seine letzten Dichtungen

mein Redefluß so eröffnet war, daß er, seine Prosa erfassend, sich rücksichtslos und wild ergoß; daß ich die Schatten in seinem Schaffen nicht übersehen und ihm verheimlichen wollte, damit er meine Aufrichtigkeit erkenne und das Licht sich klarer abhebe.

Heute, zwölf Jahre später, weiß ich, daß man gewisse Dinge wissen muß: Die Empfindsamkeit eines Künstlers, die ihm das Erleben des Besonderen erst ermöglicht, steigert sich mit seiner Qualität; der Gefeierte ist an Lob so gewöhnt, daß er es kaum mehr hört und sich ganz auf die Kritik konzentriert — schon weil er durch sie am meisten zu lernen glaubt; man kann nicht behutsam genug ein negatives Urteil einem wirklichen Künstler sagen, der durch innere Kämpfe immer wund ist.

«Il ne faut pas de respect pour l'art, mais de l'amour», sagte mir einmal Misia Sert, die Frau des großen spanischen Malers. Und sie hat das nicht nur gesagt, sondern auch gelebt. Jean Cocteau hat in einem meisterhaften Zeitungsartikel ihr Bild entworfen. Er berichtet, daß diese geniale Frau — nebenbei auch hervorragende Pianistin — ganze Künstlergenerationen Frankreichs von Verlaine, Renoir, Bonnard, Debussy, Ravel, Strawinsky, Mallarmé bis zur Gegenwart durch die Ausstrahlung ihres bloßen Da-Seins, ihres sprühenden Geistes und opfernden Herzens befruchtet und begeistert hat und sich dabei nicht scheute, herrliche Panneaus von Bonnard mit der Schere zu beschneiden, damit sie der Kurve ihrer Wand folgen und den Raum richtig schmücken. «Wie barbarisch!» wird man ausrufen; doch, wenn man es näher betrachtet, findet man, daß sie nur so mit diesem Kunstwerk leben konnte — aus Liebe war es geschehen. «Einer sehr egoistischen», wird man erwidern, «einer überheblichen.» Gewiß, doch wiegt sie schwerer, belebender als bloßer Respekt. Im Reich der Worte und Töne ist es einfacher und ungefährlich, die Ränder des Schaffens fortzulassen, zu beschneiden, damit sie sich unsern Innenräumen anpassen.

Nach wenigen Tagen kam Werfels Antwort: ein Brief, ein Buch, «Die Geschwister von Neapel» — «. . . als Buße für die leichte Kränkung, die Du mir zugefügt hast», schrieb er. «Damit Du siehst, wie ich über die harte, kristallklare Formung des Wortes denke, lies auf Seite soundso viel nach.» Wichtige Aussagen über die Sprache folgen.

Bedenken wir, daß Werfels mutig revolutionierender Geist den Sprachmeistern und -tyrannen seiner Jugendzeit zu trotzen wagte und ihnen seine oft genialen Wortschöpfungen hinwarf, um den Ueberformalismus zu sprengen — ein Verdienst, dessen Nutznießer wir sind, wenn auch noch heute das Formale (man glaubt Inhalt in das Gefäß locken zu können) gerade in den besten literarischen Kreisen oft überschätzt wird —, so mutet manche Wendung im Brief des

reifen Werfel erstaunlich an: er hat kein Wasser in den Wein seiner Jugend gegossen und wurde dennoch höchst durchsichtig — bis die Emigration ihn erschütterte.

Buße ist bekanntlich Sühne, Strafe für Sünden. Werfels Güte hat mir die schönste Buße meines Lebens auferlegt: einen herrlichen Brief und ein Buch mit einer herzlich verstehenden Widmung. Nicht der Hauch eines Schattens war auf unsere Freundschaft gefallen.

Als ich kurz vor Kriegsausbruch in Paris von Werfel Abschied nahm, ahnte ich wohl das Unheil und eine lange Trennung, aber nicht, daß sie auf dieser Welt endgültig sein sollte. Ich weiß noch genau, daß mir beim letzten Händedruck seine schönen Verse durch den Sinn gingen: «Der Mensch ist stumm.»